



STANDORT STRASSE

Menschen in Not
nehmen das Heft in die Hand

Verein Surprise (Hg.)
Christoph Merian Verlag

coop

coop

coop coop Helsana





SAISON
WINTER

←

ex libris

LOEB

LOEB

OCHSNER
SHOES

LOEB

10%

OCHSNER
SHOES

10%





Standort Strasse

**Menschen in Not
nehmen das Heft in die Hand**

Porträts aus achtzehn Jahren ‹Surprise Strassenmagazin›.

Aufgezeichnet von Olivier Joliat und fotografiert von Matthias Willi

**Verein Surprise (Hg.)
Christoph Merian Verlag**

Porträts

- Domenico Billari** Seite 26 Seite 119 **Lisbeth Schranz**
Seite 30 Seite 119 **Ghide Gherezghier** Seite 34 Seite 122
Steve Meyer Seite 38 Seite 122 **Richard Zünd** Seite 42
Seite 124 **Ernst «Aschi» Aebersold** Seite 48 Seite 125
Marlies Dietiker Seite 52 Seite 126 **Miklos Lakatos**
Seite 56 Seite 128 **Ruedi Kälin** Seite 62 Seite 129 **Bob Ekoeri**
Koulekpato Seite 66 Seite 130 **Özcan Ateş** Seite 70 Seite 132
Marco Zanni Seite 76 Seite 132 **Yemane Tsegaye** Seite 80
Seite 133 **Tatjana Georgievska** Seite 84 Seite 134 **Joachim**
Wasslowski Seite 90 Seite 135 **Corinna Nyffenegger**
Seite 94 Seite 136 **Dragoslav «Paul» Pavlovic** Seite 98 Seite 136
Kurt Brügger Seite 104 Seite 137 **Fabian Schläfli** Seite 108
Seite 138 **Marion und Fritz Antonenko** Seite 112 Seite 140

Gastbeiträge

- Knackeboul** Seite 46 **Daniel Binswanger** Seite 60
Dominique Herr Seite 74 **Rebekka Ehret** Seite 88
Paola Gallo Seite 102

- Verein Surprise** Seite 144 **Autorinnen und Autoren**
Seite 146 **Dank** Seite 148 **Impressum** Seite 150

Ich weiss nicht mehr, wie lange ich das Strassenmagazin verkauft habe. Aber eines weiss ich noch genau: <Surprise> hat mir den Arsch gerettet! Dass es ein soziales Projekt ist, war mir nicht bewusst. Für mich war es einfach ein links-alternatives Magazin über Armut. Auch die meisten Passanten kannten <Surprise> nicht. Es war damals noch kaum ein Jahr alt und kam nur alle zwei Monate raus. Als ich zur Fasnachtszeit anfing, meinten viele, ich verkaufe Plaketten.



Wenn ich heute in Basel bin, sehe ich noch immer ein paar bekannte Gesichter am Verkaufen. Die haben sich mit «Surprise» ihre Existenz aufgebaut. Für mich war es einer von vielen Jobs, um mich über Wasser zu halten.

Mit siebzehn Jahren hatte ich das Gymnasium abgebrochen. Ich verstand nicht, was sie mich dort lehren wollten. Das lag weniger am Deutsch, das ich mit dreizehn frisch lernen musste, als meine Familie nach sieben Jahren in Kalabrien in die Schweiz zurückkehrte. Die Schulverweigerung war einfach meine Art der Jugendrebellion. Ich wusste zwar schon damals, dass ich die Welt nicht retten kann. Aber ich wollte etwas verändern. Meine Devise war: Musik und Sprays statt Mathe und Sprachen. Ich verliess mein Elternhaus und zog von einem besetzten Haus ins nächste. In Basel gab es Ende der Neunzigerjahre viele alternative Orte und Projekte. Leider ergaben sich viele Besetzer dem Alkohol oder den Drogen.

Ich wollte meinen Kopf nicht betäuben, sondern kreativ nutzen. Zum Glück traf ich mit Rapper «Fumo» und den zwei DJ-Brüdern «Goldfinger Brothers» auf intelligente Leute, die auch anders denken, und vor allem etwas auf die Beine stellten. Als «Tempo al Tempo» fanden wir schnell Gehör mit satten Beats und italienischem Rap. Vielleicht klangen wir für das Publikum trotz politischen Inhalten nach Strandferien in Italien. Egal, mit achtzehn Jahren zogen wir los zur ersten Europatour. All die unterschiedlichen Städte, Häuser und Menschen kennenzulernen, war unglaublich inspirierend.

Mitte zwanzig beschäftigte ich mich immer mehr mit Kunst. Auto-didaktisch und mit Szeneinflüssen allein kam ich aber nicht weiter. So beschloss ich: Nimm die Musik mit, vergiss alles andere, erfinde dich neu! Ich meldete mich für die Aufnahmeprüfung der Hochschule für Gestaltung und Kunst an, weil ich das Handwerk von der Pike auf lernen wollte, und wurde aufgenommen. Rekapitulierend kann ich nur sagen: Schulen sind grossartig! Gerade in der Schweiz haben wir das Glück, dass sich alle gute Bildung leisten können. Das ist ein unglaublicher Reichtum. Nach dem Grundkurs lernte ich im Fine-Arts-Studium alle Techniken. Darum kann ich heute meine Ideen variantenreich ausdrücken: Videoinstallationen, Fotografie, Malerei – auch mal mit Rauchbomben statt Pinsel, als Allegorie auf die thematisierten Demonstrationen. Musik und Sounds sind oftmals dabei. Wobei für mich eh alles zusammengehört, ein kreatives Ganzes.

Heute ziehe ich einfach mehr mit meiner Kunst als mit der Band durch Europa. Dank einem Atelier-Austauschprogramm konnte ich schon in Paris, Rom und Rotterdam leben. Dort wohne ich momentan wieder. In kleinen Städten findet man mehr Freiräume, zahlbare Ateliers, und der Austausch unter den Kunstschaffenden ist besser. Auch Basel ist für mich alles andere als provinziell. Ich komme gerne zurück, vor allem wegen der Musik. Derzeit arbeite ich mit einem Elektroproduzenten an neuen Songs, und mit den «Goldfinger Brothers» entsteht bald das zweite Album von «Tre Cani», das Nachfolgeprojekt von «Tempo al Tempo».

Das Performative vieler meiner Werke kommt wohl von meiner Rolle als Rapper. Manchmal benutze ich für meine Darbietungen Helikopter, die Wasser abwerfen, oder Hunderte Wetterballone, die mich in die Höhe schweben lassen. So eine einmalige Performance kostet schnell zehntausend Franken. Früher ein unvorstellbar grosser Betrag. Aber manchmal braucht es diese Mittel für die Aussage. Meist reichen jedoch kleine Gesten.

Selber besitze ich noch immer kaum Geld, obwohl ich schon ein paar Auszeichnungen für meine Kunst erhalten habe. Dieses Preisgeld ist Rettung auf Zeit, um mich bis zum nächsten Projekt durchzuschlängeln. Klar könnte ich heute mehr verdienen. Aber ich will nicht einfach Werke produzieren, die sicheres Geld abwerfen. Es kamen auch schon Angebote von Galerien, welche die Kunst als lukrativen Markt sehen. Ich suche auch in diesem System nach einer Alternative und arbeite nur dann an meiner Kunst, wenn ich inspiriert bin. Geld kann ich auch mit anderen Jobs verdienen, etwa mit dem Aufbau von Ausstellungen anderer Künstler oder als Nachtwächter im Hotel.

Wenn ich als Spätzünder in der Kunstwelt etwas aus meiner Biografie mitnehme, dann das, dass ich als *Enfant terrible* auch mit wenig Geld grosse Ziele erreichen kann. Ich muss einfach daran glauben und es unbeirrt durchziehen.

► «Surprise»-Porträt 3/98, Seite 119

Seit ich bei «Surprise» arbeite, sind sicher schon zwölf Verkäufer gestorben. Die meisten waren erst Mitte dreissig. Das beschäftigt mich. Immerhin bin ich schon 72 und fühle mich nicht alt. Klar: Ich bin schon weit im Rentenalter, aber mit der AHV alleine komme ich nicht durch.



Die Verkaufserlöse sind meine persönlichen Ergänzungsleistungen. Zu meiner Selbstständigkeit gehört, dass ich arbeiten gehe, wenn sich die Einzahlungsscheine sammeln.

Aber ich verkaufe «Surprise» nicht nur des Geldes wegen. Ich mag den Kontakt mit den Leuten. Als erste Verkäuferin in Bern kennen mich nach sechzehn Jahren viele und kommen das Heft bewusst bei mir kaufen. Die wissen und schätzen es wohl auch, dass ich immer für ein Gespräch zu haben bin. Hier in der Hauptstadt sind darunter natürlich Politiker aus dem Bundeshaus. Mit ihnen spreche ich allerdings nicht viel über Politik, obwohl das Strassenmagazin immer wieder solche Themen hat.

Es ist nicht mehr so links wie früher, aber doch stets solidarisch mit Schwächeren. Das trifft auch meinen Nerv. Früher habe ich mich politisch noch mehr eingesetzt, forderte an der ersten Frauendemo gleichen Lohn für gleiche Arbeit, skandierte am Frauenstreiktag «Wir Frauen sind zornig!», und nahm überhaupt an mancher Manifestation teil.

Heute bin ich nicht mehr so aktiv. Bei der Weltpolitik halte ich mich in meinem Alter eher zurück. Lokal bin ich aber sehr interessiert und bestens informiert. An meinem Verkaufsstandort am Bahnhof bekomme ich viel mit. Ich diskutiere auch immer wieder mit Leuten von der Reitschule. Es ist nicht mein Revier dort unten und ich war noch nie drin, aber ich verstehe, dass es ein autonomes Zentrum braucht. Das mit den dauernden Krawallen verstehe ich jedoch überhaupt nicht. Mit Ruhe würden sie mehr erreichen.

Ich selbst finde meine Ruhe im Garten. Da ziehe ich Gemüse, Früchte, Beeren und Blumen für die Insekten. Ich koche und backe auch gerne und probiere neue Rezepte aus. Allerdings nichts zu Exotisches. Sonst muss man teure Spezialzutaten kaufen, die man zweimal braucht und dann gehen sie kaputt.

Hungrige Mäuler hat es genug. Drei Familien wohnen bei uns im Haus in Meikirch, mit dem Bus zwanzig Minuten von Bern. Dort lebe ich mit meinem Mann seit 1966 im selben Haus. Wir zügeln halt nicht so gerne. Ein Sohn wohnt auch noch dort. Meine zwei Kinder stehen zum Glück auf eigenen Beinen. Sogar die Grosskinder sind teils schon erwachsen und selbstständig. Das macht mir grosse Freude.

Ein enger Familienkontakt ist wichtig. Bei meiner Arbeit für «Surprise» habe ich viele «Kummerbuben» kennengelernt, die von ihren Eltern rausgeworfen wurden. Denen fehlt ein Boden. Dann lassen sie sich komplett gehen und stürzen ab, mit Alkohol oder Drogen. Das geht schnell an die Gesundheit. Und ans Geld. Kommen sie mich anschnorren, sag ich ihnen, sie sollten besser auch Hefte verkaufen. Vielen ist das zu mühsam. Sie verdienen mit Betteln mehr als bei «Surprise». Dann sieht man diese jungen Burschen mit einem Becher am Boden – das ist doch keine Perspektive!

Verkaufenden helfe ich gerne bei finanziellen Problemen. Für ein paar bin ich wie eine Ersatzmutter geworden. Allerdings merkst du schnell, wenn dich einer reinlegen will und nur deine Gutmütigkeit ausnutzt. Mit afrikanischen Verkäufern hatte ich übrigens nie Probleme. Die sind sehr anständig und fragen nicht nach Geld. Die anderen zahlen das Geld zurück – früher oder später. Grad letzthin habe ich nach Jahren zwanzig Franken wiederbekommen.

Das Schönste ist für mich, wenn einer den Rank findet. Leider schaffen das nicht alle. Es nimmt mich immer mit, wenn einer so jung stirbt. Für Mimmo, einen Verkäufer, den ich besonders mochte, verfasste ich eigenhändig den Nachruf im «Surprise». Früher, als ich noch bei der Arbeitslosenzeitung «Boulevard» arbeitete, musste ich auch Artikel verfassen. Während meinem Einsatz dort wurde ich von «Surprise» kontaktiert, ob ich das Strassenmagazin in Bern verkaufen wolle. Seither überlasse ich das Schreiben lieber den Profis. Es braucht auch gute Verkäuferinnen. Das mache ich sehr gerne und bestimmt noch lange, wenn es die Gesundheit erlaubt.

► «Surprise»-Porträts 85/04, Seite 119 ► 149/07, Seite 120 ► 249/11, Seite 121

Ich weiss nicht, was kommen wird, aber ich werde bereit sein. Sieben Jahre bin ich nun in der Schweiz. Hier habe ich Asyl gefunden und kann mit meiner kleinen Familie in Sicherheit leben. Ob auch meine Zukunft hier liegt? Keine Ahnung. Vielleicht schicken sie uns weiter, vielleicht bekomme ich die B-Bewilligung und kann endlich Geld für meine Familie verdienen. Aber ich stelle keine Forderungen und habe auch keine Erwartungen. Ich muss akzeptieren, dass unser Schicksal nicht in meinen Händen liegt.



Das ist schwierig. Vor allem für jemanden wie mich. Ich bin das älteste von acht Kindern einer Bauernfamilie. Mit zwölf Jahren verliess ich unser kleines Dorf in Eritrea. In der Provinzhauptstadt habe ich selbstständig meine Schulbildung organisiert und finanziert. Parallel startete ich eine Karriere als Radrennfahrer. Ich bin ehrgeizig und habe gelernt, dass es viel Training braucht, um ein Ziel zu erreichen. Diese Einstellung hat mich im Leben immer weitergebracht. Auch jetzt versuche ich das Beste herauszuholen, was auf meinem Level möglich ist.

Seit einem halben Jahr arbeite ich in einem Arbeitsprogramm der Gemeinde Nidau auf dem Werkhof. Wir räumen und reparieren Strassen und unterhalten die Grünanlagen. Das gefällt mir am besten. Schon in Eritrea arbeitete ich parallel zur Schule auf einem modernen, italienisch geprägten Landwirtschaftsbetrieb. Damit finanzierte ich meine Ausbildung und lernte einiges über Pflanzenpflege. Auf dem Hof meines Vaters hatten wir nur Tiere. Als mich der Schulleiter bei meiner Bewerbung fragte, warum ich nicht weiter mit den Tieren herumziehen wolle, sagte ich ihm: «Dann bleibe ich selber ein Tier. Ich will aber etwas lernen und mich entwickeln.» Das hat ihn überzeugt.

Bald hatte ich die besten Noten der Schule und hielt dieses Niveau bis zum Abschluss. Daneben war ich auch der schnellste Rennfahrer der Region. Dabei war ich nur zum Velosport gekommen, weil ich im Fussball von den anderen gemieden und ständig gefoult worden war, da ich nicht aus der Stadt stammte – meine erste Erfahrung als Immigrant. Im Velosport wurde meine Herkunft lustigerweise zu meinem Übernamen. Bis zu fünfzehntausend Menschen riefen bei den Rennen «Qahayn» – den Namen meines Bezirks, der zu meinem wurde. Das war eine schöne Zeit.

Doch als der Krieg anfang, ging mit dem Land auch der Radsport unter. Ich wechselte zum Laufen, da das weniger Material brauchte und günstiger kam. Ausserdem hoffte ich, dass ich diesen Sport nach dem Schulabschluss auch in der Armee weiter trainieren könnte. Eine Illusion. Sie wurde zerstört wie vieles andere in den zwei Jahren in der Armee. Ich musste fliehen. Dank meinem Lauftraining schaffte ich es aus dem Militärcamp und über die Grenze in den Sudan. Wir sind zu dritt gestartet, angekommen bin ich allein. Ich wusste: Um eingeholt zu werden, bin ich zu schnell. Ich werde höchstens erschossen. Lieber tot, als ins Gefängnis gesteckt werden.

Das Glück blieb mir treu, ich schaffte es durch die Wüste und über das Meer bis in die Schweiz. Schon damals starben viele Flüchtlinge, die Medien berichteten einfach weniger darüber als heute. Die Boote dort waren nicht so schön wie die hier am Bielersee. Wenn sie lustig auf den Wellen tanzen, weckt das bei mir manchmal Erinnerungen. Trotzdem bin ich gerne am See.

Auch die Stadt mit ihrem multikulturellen Flair gefällt mir. Nur gibt es kaum Arbeit hier. Nun nehme ich an einem Arbeitsprogramm für Flüchtlinge teil. Leider kann ich deshalb seit Januar 2015 «Surprise» nicht mehr verkaufen. Meine Sozialarbeiterin erklärte mir, sonst würden mir die Ergänzungsleistungen für die Kinder gestrichen. Ich verstehe nicht, warum Fleiss nicht honoriert wird in einem Land, wo Arbeit so wichtig ist. Aber ich akzeptiere alles, um meine Familie sicher zu ernähren. Seit meine Frau mir 2011 in die Schweiz folgen durfte, geht es mir besser. Unsere beiden Kinder sind hier geboren, das jüngste kam im April zur Welt. Darum hoffe ich, dass mein Arbeits-einsatz bei der Gemeinde verlängert wird.

Solange ich keine Hefte verkaufen darf, verbringe ich die Wochenenden mit meiner Familie und gehe Velo fahren. Ein «Surprise»-Leser hat mir ein Rennvelo geschenkt. Der Rahmen war etwas zu klein, aber es war wunderschön. Leider wurde es mir vor dem Haus gestohlen, obwohl ich immer aufgepasst habe und es gut abgeschlossen war. Nun rolle ich halt mit meinem alten Mountainbike los. Rund um Biel geht das ja super.

Im Winter war ich auch zum ersten Mal auf der Bahn. Obwohl ich kein Geld hatte, liessen sie mich im Velodrom Grenchen einen Kurs absolvieren. Den braucht man, weil die Bahnvelos Starrlauf und keine Bremsen haben. Auch sonst muss man viele Regeln für die Bahn lernen. Ich bin zwar nicht so wuchtig gebaut wie klassische Bahnfahrer, aber ich bringe schon Kraft auf die Pedale. Nun steht dort immer ein Velo für mich bereit, damit ich meine Runden drehen kann. So bleibe ich in Form. Das ist mir das Wichtigste. Denn wenn ich fit bin, dann habe ich die Energie und die Kondition, um alle Grenzen zu überwinden, egal was die Zukunft bringt. Das hat mich das Leben gelehrt.

► «Surprise»-Porträt 285/12, Seite 122

Wäre ich noch so aggressiv wie zu meinen Säuerzeiten, könnte ich meinen Job nicht machen. In meiner Wut habe ich daheim viel Mobiliar zerschlagen. Bei Menschen habe ich nur dreingelangt, wenn ich angepöbelt wurde. Das werde ich auch heute als Hauswart immer wieder.



Neben all den tollen Mietern und Begegnungen gibt es auch Dauernörgler. Neun Liegenschaften betreue ich mittlerweile. Der grösste Block hat hundertvierzig Wohnungen. Ich verstehe ja Klagen, wenn im Winter die Heizung ausfällt. Aber wenn einer morgens um fünf Uhr viermal anruft, weil eine Lampe im Gang nicht brennt – eine von mehreren –, das läuft dann eher unter Schikane. Aufregen lohnt sich aber nicht. Ich bin froh, sind mir Sachen egal, die für andere den Weltuntergang bedeuten.

In diesem Job tauchen noch nach über einem Jahr ständig neue Situationen auf, dauernd ist irgendwo die Hölle los. Darum mag ich ihn so sehr. Schon bei meinen früheren Jobs auf dem Bauernhof musste ich ein Allrounder sein, mit verschiedenen Maschinen umgehen können, von Lüftungen und Heizungen bis zum Traktor. Schwieriger war anfangs der Umgang mit meinen Mitarbeitern. Als Chef der Putzequipen muss ich kontrollieren, ob alles sauber ist – und Leute, die ihre Arbeit nicht gut gemacht haben, damit konfrontieren. Speziell jene, die direkt vom Arbeitsamt kommen, scheisst es manchmal an. Ich versuche sie dann aufzumuntern und zeige ihnen ehrlich die Konsequenzen auf. So bekomme ich sie meistens auf meine Seite.

Mich in andere einfühlen, das ging früher nicht. Ich konnte mich selbst nicht ausstehen und hatte null Selbstvertrauen. Das bewunderte ich an den Betreuern von «Surprise», als ich 2010 als Captain der Schweizer Nati an den «Homeless World Cup» in Rio de Janeiro durfte. Was für mich als langjähriger Spieler der Höhepunkt war, muss für sie sehr anstrengend gewesen sein. Jeder im Team hatte seine Geschichte und Schwierigkeiten. Einer drehte komplett durch und musste in die Psychiatrie. Das Leitungsteam hat dennoch souverän Ruhe bewahrt. Das hat mir imponiert. Der Strassensport gab mir in meiner zweiten Langzeittherapie während Jahren Halt. Darum wollte ich nach meinem Abschied als Spieler 2012 der Liga etwas zurückgeben. Nach zwei Saisons als Schiedsrichter hatte ich aber genug von den Anfeindungen der Spieler. Damals konnte ich weniger damit umgehen.

Mein grösstes Manko war immer mangelndes Selbstvertrauen. Das kann man auch nicht aufbauen, wenn man dauernd säuft. Und das habe ich, über zwanzig Jahre, zeitweise zwei bis drei Flaschen Gin am Tag plus Bier. Um zu arbeiten, musste ich meinen Grundpegel von 3,5 Promille halten. So fiel ich nicht auf. Sank der Pegel zu tief, kollabierte ich. Dann landete ich mal wieder im Spital oder in der Psychiatrie. Mein gemessener Spitzenwert waren 7,1 Promille. Dreimal musste

mein Herz da reanimiert werden. Daran habe ich verschwommene Erinnerungen: Schmerz, Licht, Sanitäter, Dämmerung, wieder Schmerz, neuer Raum, wieder Wegtreten. Gestorben bin ich zum Glück nie. Auch nicht bei meinem zweiten Selbstmordversuch. Ich war so verladen, dass ich nur ein riesiges Loch in die Decke schoss.

Im Spital sagte ein Pfleger zu mir: Sie glauben einfach nicht an sich. Das hat mich erst genervt, dann aber machte es klick, und ich hab meine zweite Langzeittherapie angetreten. Ich hab die Kurve kurz vor dem Abgrund erwischt, war nicht nur psychisch, sondern auch körperlich am Ende, richtig gelb angelaufen. Meine Leber hat zwar zwei Fettflecken, aber das sollte sie nicht weiter beeinträchtigen. Die Gallensteine vor zwei Jahren bleiben hoffentlich die einzige Spätfolge.

Ich darf einfach nie mehr Alkohol anfassen. Beim Blauen Kreuz, wo ich regelmässig Treffen besuche, kommen zwar immer wieder Leute mit «kontrolliert trinken», aber das funktioniert nicht. Ex-Junkies sind da ehrlicher mit sich selbst. Deren sozialer Absturz ist auch grösser als bei vielen Alkoholikern. Ich hatte ja immer wieder Jobs und stand nie auf der Strasse. Liegst du voll im Dreck, konfrontierst du dich eher mit der Realität. Und die heisst: Sei ehrlich, denn schuld bist immer du selbst.

Sehe ich heute Alkohol, gehen noch immer die Alarmlampen an. Trotzdem gehe ich wegen der Gemütlichkeit und der Musik manchmal in Bars oder Pubs. Wenn ich Kaffee und Mineral bestelle, werde ich oft komisch angeguckt. Aber egal, es kann mir keiner vorschreiben, was ich zu trinken habe. Als ich meine alten Kollegen beim «Gülere» traf und ihre primitiven Sprüche hörte, war klar: so nie mehr!

Den Tipp für den Hauswartjob hatte ich vom Blauen Kreuz. Beim Vorstellungsgespräch legte ich die Karten offen auf den Tisch. Der Chef meinte nur: «Die Vorgeschichte interessiert mich nicht. Was zählt, ist jetzt.» Ein Glücksfall. Andere hatten mich davor hochkant rausgeworfen. Einer meinte gar: «Solche Sürmel brauchen wir nicht!» Da habe ich mich auch nicht besonders anständig verabschiedet.

Heute habe ich in solchen Situationen das nötige Selbstvertrauen. Das kam langsam, dank der Therapie und kleinen Erfolgserlebnissen im Alltag. Ich staune, was ich alles erreichen kann, ohne zu übertreiben. Aber ich geniesse das Leben und folge Weisheiten wie: «Gib jedem Tag die Chance, der schönste zu sein.» Ich mache zwar weder Yoga, noch bin ich sonst wie spirituell, aber solche Sprüche helfen mir. Früher fand ich sie auf Bierdeckeln, heute im Internet.